

# Die Genderdifferenz auf dem Weg in die Praktische Theologie

(/ Einige Beobachtungen und Vermutungen

Uta Pohl-Patalong / Jan Hermelink

In unterschiedlichen Bereichen kirchlicher Praxis und theologischer Theorie und aus sehr verschiedenen Perspektiven wird die Gender-Thematik in den Beiträgen für dieses Heft in den Blick genommen. Das Bild ist alles andere als vollständig, es ist durchaus einseitig, in vielem eine Momentaufnahme. Gerade die Vielfalt, die praktische wie theoretische Spannweite der Beiträge scheint uns jedoch repräsentativ zu sein für den gegenwärtigen Erfahrungs- und Reflexionsstand zur Genderdifferenz, in der Kirche und in der Praktischen Theologie. In der Rückschau notieren wir als Herausgebende einige Beobachtungen, die sich uns aus der Arbeit an diesem Heft, aus Korrespondenz mit zu- und absagenden Autorinnen und aus der Lektüre ergeben haben. Es sind begründete Vermutungen, Anregungen zur weiteren Wahrnehmung, Markierung von Fragen, an denen weiter zu arbeiten ist.

## I. Feministische Aufbrüche – eine (kirchliche) Erfolgsgeschichte

Gemeinsam ist den Beiträgen zunächst, dass sie sich deutlich im Kontext der feministischen Bewegung verorten, sich selbstverständlich in deren Tradition verstehen und sich gleichzeitig zum Teil kritisch-konstruktiv mit ihr auseinandersetzen. Damit dokumentieren die Autorinnen: In den letzten Jahrzehnten hat der Feminismus vieles verändert, er kann jedenfalls in Kirche und Theologie durchaus als Erfolgsgeschichte bezeichnet werden – das bringt besonders der Beitrag von Gisela Matthiae deutlich zum Ausdruck.

Aber auch in den anderen Artikeln werden Konstellationen beschrieben, die vor vierzig Jahren kaum denkbar gewesen wären: die prinzipiell selbstverständliche Präsenz der Gender-Thematik in universitären Veranstaltungen (Bauer), die Einführung von Gender-Mainstreaming in Landeskirchen mit der selbstbewussten Nutzung institutioneller Machtverhältnisse (Häfner/Zapp), eine gewachsene Sensibilität für die Fragestellung im schulischen Religionsunterricht (Hofmann), eine methodisch wie inhaltlich immer breitere Forschungstätigkeit zu Religion, religiöser Entwicklung und Geschlecht (Naurath, auch Hofmann). Die Gender-Thematik erscheint in der kirchlichen und theologischen Praxis gut etabliert, vielleicht sogar eher als in anderen gesellschaftlichen Zusammenhängen.

Mit aller Vorsicht lassen sich den vorliegenden Beiträgen auch Gründe für diesen feministischen Vorsprung der Kirche entnehmen. Dass Religion – spätestens seit dem 19. Jahrhundert – Frauensache ist (Naurath), kommt dem Thema ebenso zugute wie die Sensibilität kirchlicher Arbeit für Fragen der Gerechtigkeit – eben auch der Geschlechtergerechtigkeit. Günstig wirkt sich

## Thema: Gender

die Betonung des Individuums in der protestantischen Tradition aus (Matthiae, Hofmann); auch deren traditionskritische, bilderstürmerische Impulse erleichtern die Rezeption einer Perspektive, die die Geschlechterdifferenz zu dekonstruieren unternimmt (Matthiae).

Auf fruchtbaren Boden fallen feministische und gendertheoretische Fragen in der Kirche aber vor allem, weil es hier wie dort um *Bildungsvorgänge* geht. Nicht zufällig sind vier Beiträge ausdrücklich mit – theologischen und religiösen – Bildungs- bzw. Sozialisationsvorgängen befasst; und auch die kybernetische Gender-Wahrnehmung (Zapp/Häfner) muss offenbar vor allem auf (individuelle wie strukturelle) Lernprozesse zielen. Die evangelische Kirche stellt wesentlich eine Bildungsinstitution dar, die der Aus- und Fortbildung ihrer Mitarbeitenden, und ebenso der religiösen Bildung ihrer Mitglieder einen hohen Stellenwert gibt. Das Thema der Geschlechterdifferenz aber ist wesentlich (!) eine Sache von persönlicher Einsicht, anspruchsvoller Reflexion, individueller Aneignung – für diese Prozesse, auch für deren praktische Umsetzung scheint es in der Kirche besonders viel Raum zu geben.

## II. Alte und neue Widerstände – nicht zuletzt in der Kirche

Die von allen Artikeln dokumentierte Offenheit der kirchlichen Praxis für feministische, auch für gendersensible Einsichten ist jedoch nur die eine Seite. Denn zugleich zeigen die Texte durchweg, dass die Realität noch weit entfernt ist vom Ideal der Geschlechtergerechtigkeit und Chancengleichheit für Frauen und Männer. Gerade diese Spannung scheint uns charakteristisch für die gegenwärtige Wahrnehmung der Genderthematik, vor allem in der Kirche. Dabei wird das Bild durch eigentümlich sich kreuzende Linien bestimmt.

Zum einen erscheint die Thematik vielen in der Kirche, auch in der Schule erledigt, überholt, abgehakt (Bauer, ansatzweise auch Hofmann); andere, scheinbar existenziellere Probleme der kirchlichen Organisation gelten nun als wichtiger (Zapp/Häfner). Dies kann in bestimmter Hinsicht durchaus als Erfolg der Frauenbewegung gewürdigt werden: Sie hat wesentlich zu den Veränderungen im Bildungssystem beigetragen, so dass dort geschlechterbedingte Benachteiligungen vordergründig kaum mehr spürbar sind (Hofmann). Die damit nicht selten einhergehende Abwehr gegen die Gender-Thematik stellt jedoch auch ein erhebliches Problem dar, das auf tiefere Defizite der feministischen Bewegung verweist: Werden die Gründe für Gender-Sensibilität und feministisches Engagement vorrangig in der *Erfahrung* gesucht (und früher auch gefunden), so muss das Verblassen jener Evidenz für viele Frauen – vielleicht weniger für Männer? – zu einem Plausibilitätsverlust des feministischen Ansatzes im Ganzen führen.

Wiederum erscheint das Problem im kirchlichen Raum verschärft: Stellen Frauen in manchen Jahrgängen schon die Mehrheit des pastoralen Personals, erhalten allmählich auch kirchliche Spitzenämter ein weibliches Gesicht, dann wird die Frage unabweisbar, ob die Erfahrung nun nicht für die Erledigung durch Erfolg der Frauenbewegung spricht (Zapp/Häfner).

Die Beiträge von Matthiae und Bauer verweisen auf die damit verbundene, weitere Schwierigkeit, die die feministische Theorie und Theologie derzeit sehr beschäftigt: Gendersensibilität scheint ausgesprochen *generationenabhängig*. Für jüngere Frauen sind in den ersten Lebensphasen subjektiv kaum noch Benachteiligungen spürbar; erst der Berufseinstieg, vielleicht die Familiengründung und vor allem die Gleichzeitigkeit der Lebensbezüge führen verstärkt geschlechtsbedingte Differenzen vor Augen – und auch diese erscheinen zunächst nicht selten als individuell lösbar. So dürfte es kein Zufall sein, dass vor allem feministische Fortbildung auf so große Resonanz stößt (Matthiae): Erst in der Rückschau wird deutlich, wie defizitär die theologische Ausbildung, oder vielleicht auch: die individuelle Wahrnehmung dieser Ausbildung war, wie „sprachlos“, „heimatlos“ man in diesen Fragen geblieben ist.

Diese erfahrungs- und generationsbedingten Widerstände gegen Genderfragen verbinden sich freilich gerade im kirchlichen Kontext durchaus mit der anhaltenden Präsenz *traditioneller Vorbehalte*. Auf der Ebene des individuellen Verhaltens (Hofmann), auch in den organisatorischen Strukturen kann von Geschlechtergerechtigkeit noch keine Rede sein (Zapp/Häfner); selbst unter den Studierenden sind Überzeugun-

**Gendersensibilität scheint ausgesprochen generationenabhängig.**

gen wie das „mulier taceat in ecclesia“ keineswegs verschwunden (Bauer). In einer Kirche, die sich als krisengefährdet wahrnimmt, scheinen diese „alten“ Widerstände eine erschreckende Wiederkehr zu erleben (Zapp/Häfner): „Haben wir nicht dringendere Probleme?“ Dass Fragen der Macht personalisiert wurden, dass die Macht von Organisationsstrukturen, die Ungerechtigkeit scheinbar objektiver Ordnungen in der protestantischen Theologie bislang wenig Raum hat – das rächt sich jetzt, wenn diese Ordnungen unter Druck erscheinen. Eine gendersensible Kybernetik jedenfalls ist bislang nicht einmal am Horizont zu erkennen.

Auf diesem Hintergrund, so lassen einige Beiträge vermuten, scheint das Bewusstsein für die *Schwierigkeit*, die Gender-Thematik plausibel und attraktiv zu thematisieren, gegenwärtig eher zu wachsen. Nicht zufällig benennen Häfner und Zapp in ihrer kirchenpolitischen Perspektive die Zumutungen des Konzepts besonders deutlich; aber auch bei Bauer (zum Teil auch bei Hofmann) klingt der Anspruch durch, eine große Aufgabe gegen wachsende Widerstände zu erfüllen. Leichtigkeit und Lust im Umgang mit Gender-Themen, wie sie – wohl ebenfalls nicht zufällig in der Bildungsarbeit mit Frauen – bei Matthiae und bei Hofmann erkennbar sind, dürften ihre Chancen jedoch deutlich erhöhen.

Der feministische „Erfolg“ in Gesellschaft und Kirche scheint jedenfalls selbst Widerstände, oder jedenfalls Unklarheiten, Ambivalenzen zu erzeugen. Dabei ist die Linie zwischen befürwortend und ablehnend keinesfalls mehr zwischen den Geschlechtern anzusiedeln. Dies ist für die Gender-Frage nicht grundsätzlich neu; noch nie konnte vom Geschlecht von Menschen zwingend auf ihre Einstellung geschlossen werden. Galt dies in früheren Jahrzehnten jedoch vorrangig in Bezug auf Frauen (Naurath), so sind heute, wie mehrere Artikel

## Thema: Gender

deutlich zeigen, durchaus gendersensible Tendenzen bei Männern zu beobachten, denen in bestimmten Konstellationen von Frauen widersprochen werden kann (Bauer). Und zugleich zeigen die Beiträge auch das Fortbestehen der traditionellen Konstellation: männliche Ablehnung der Gender-Thematik und (nur) weibliches Beharren auf dieser (Matthiae, Häfner/Zapp).

Entsprechend unübersichtlich erscheinen derzeit auch die realen Verhältnisse – wiederum vornehmlich in der Kirche. Dass eine Frau eine Leitungsposition innehat, bedeutet offenbar weder automatisch eine inhaltliche Veränderung im Leitungsverhalten, in der Kommunikationsstruktur, in der Geschlechtergerechtigkeit etc., noch ist ihr Geschlecht für diese Frage unerheblich. Aber wie sich dies auswirkt, ist je nach sozialem Kontext, nach kirchlicher Region und kommunikativer Konstellation höchst verschieden. Das Verhältnis von Geschlecht und Geschlechterthematik erweist sich immer mehr als äußerst diffizil und komplex.

### **III. Die Gender-Perspektive – Produktion neuer Widersprüche**

Die hier versammelten Artikel zeigen, dass die Erweiterung und Differenzierung der feministischen Theorie durch den so genannten „Gender-Ansatz“ auch in Theologie und Kirche selbstverständlich geworden ist. Dass „Geschlecht“ keine biologisch-materiale, sondern eine sozial konstruierte Kategorie ist, die auf permanenten kommunikativen (Selbst-) Zuschreibungen beruht, ist – in der Theorie – inzwischen weitgehend akzeptiert. Auch die Perspektive, jene Zuschreibungen durch „un/doing gender“ zu verändern, wird wahrgenommen, und ebenso die damit einhergehende Auflösung des einen, einheitlichen und vor allem einigen Subjekts „Frau“.

Dieser Perspektivwechsel ist in den kirchlich-theologischen Bildungsprozessen vielleicht besonders leicht gefallen, weil die Sensibilität für die Konstruktion sozialer Verhältnisse und sprachlicher Bilder hier besonders hoch ist (Matthiae). Wo Gottesbilder und christliche Traditionen schon fast routiniert dekonstruiert werden, da kann auch (zu) eindeutig geschlechtsbezogene Rede leichter identifiziert und verflüssigt werden.

Gleichwohl markieren die Artikel auch die Schwierigkeiten, die sich mit der Gender-Perspektive praktisch wie theoretisch verbinden: Die weiter bestehenden Unterschiede, ja materialen Benachteiligungen von Frauen könnten sich der Analyse und Veränderung entziehen, wenn die Kategorie „Gender“ herrschend wird (Matthiae). Die von Bauer zitierte Äußerung einer Studentin bringt das Dilemma auf den Punkt:

„Wenn alles eine Frage der sprachlichen Konstruktion und Dekonstruktion ist, ist auch meine Erfahrung von struktureller Unterdrückung als Frau dekonstruierbar. Das ist letztlich die Selbstauflösung dessen, wofür ich als Feministin gekämpft habe. Und es ist die Auflösung von Unterdrückungserfahrung, die Frauen in der Geschichte gemacht haben.“

Offenbar steht die Gender-Arbeit vor dem Problem, dass die neueren, dekon-

struktiv orientierten Ansätze sich nicht mehr unbedingt auf Alltagserfahrungen berufen können. Die Existenz von „Männern“ und „Frauen“ erscheint – auch in ihrer sozialen Asymmetrie – so evident, dass der Konstruktionscharakter von „Geschlecht“ scheinbar nur theoretisch begründet werden kann. Dieses Phänomen lässt sich im Übrigen durchaus als Ausdruck der Beharrungskraft patriarchaler Wahrnehmungsmuster deuten, die strukturelle Ungerechtigkeiten eben als individuell bedingt suggerieren.

Von daher steht das verstärkte Bemühen um eine *erfahrungsbezogene Konkretion* von „doing gender“, vor allem aber von „undoing gender“ an: Welche Möglichkeiten haben Menschen im täglichen Leben, einengenden Geschlechterrollen zu entkommen, neue zu entwerfen und mit dem Vorgegebenen kreativ und selbstbestimmt umzugehen? Wie ist dies für kirchliche und auch für schulische Praxis zu spezifizieren, und wo stoßen diese Bemühungen auf materiale Grenzen – im Wissenschaftsbetrieb wie in der kirchlichen Organisation?

Dass Benachteiligungen von Frauen durch die Genderperspektive nicht einfach verschwinden, stellt auch eine theoretische Herausforderung dar, die sich in den Beiträgen ebenfalls spiegelt. Einerseits hat sich im Bewusstsein der feministischen Forschung weitgehend durchgesetzt, dass es nicht darum gehen kann, Frauenforschung als gesondertes Gebiet zu betreiben – denn dies kann ungewollt die Stigmatisierung und Marginalisierung von Frauen verstärken (Naurath), statt rollenbedingte Zuschreibungen aufzubrechen und ihnen neue Sichtweisen entgegenzusetzen. Bauers Skizzen aus dem theologischen Lehr- und Prüfungsbetrieb illustrieren diese Gefahr eindrücklich.

Andererseits kann vom Forschungsgegenstand „Frauen“ nicht einfach Abschied genommen werden, solange – etwa in der Kirchengeschichte – die Kenntnis geschlechtsspezifischer Lebens- und Denkwelten noch ganz unzureichend ist (Bauer), und so lange die Forschungspraxis selbst ihren theoretischen Einsichten noch nicht entspricht: Die Notwendigkeit theologischer *Männerforschung* wird zwar verschiedentlich postuliert, bleibt bislang aber weit hinter der Frauenforschung zurück, wie u. a. Bauer und Naurath betonen. Am ehesten scheint diese Perspektive, als Frage nach der Sozialisation von Jungen, noch in der Religionspädagogik präsent (Hofmann). Dass wir für das vorliegende Heft trotz intensiven Bemühens keinen männlichen Autor gefunden haben, scheint nicht untypisch für die derzeitige Situation.

Damit aber stehen Frauen in dem Dilemma, einerseits aufgrund eigener Interessen und aufgrund ethischer Einsicht die Genderfrage vorantreiben zu müssen, andererseits dann wieder qua Geschlecht mit dieser Thematik identifiziert zu werden – was im Sinne des Gender-Ansatzes selbst kontraproduktiv ist. Dass dies nicht nur ein theoretisches Problem ist, kann jede Pfarrerin, erst recht jede Dekanin und Oberkirchenrätin bestätigen. Was aber bedeutet es dann, dass wir uns auch aus diesem Kreis kirchenleitender Personen vor allem Absagen eingehandelt haben?

**Der Konstruktionscharakter von „Geschlecht“ kann scheinbar nur theoretisch begründet werden.**

## Thema: Gender

Ambivalent erscheint auch ein weiterer Effekt der Genderperspektive, nämlich die Einsicht, dass soziale Wahrnehmung auch durch andere Differenzen als die des Geschlechts nachhaltig geprägt ist. Gerade die Genderperspektive öffnet den Blick für ethnische, für generationenspezifische, soziale und andere Unterschiede, wie bei Häfner/Zapp besonders deutlich wird. Auch kontextspezifisch Kategorien differenter Verhaltensweise („doing student“ oder „doing adult“ im Unterricht) sind besser wahrzunehmen (Hofmann).

Aber wird mit dieser allgemeinen Differenzsensibilität nicht wiederum die Bedeutung des Geschlechts auf bedenkliche Weise marginalisiert? Hier könnte ein Blick auf die ostdeutschen Verhältnisse aufschlussreich sein. Im DDR-Sozialismus wurde die Berufstätigkeit von Frauen, auch von Müttern in allen gesellschaftlichen Bereichen gefördert, während man am westlichen Kapitalismus kritisieren konnte, dass Frauen eine gleichberechtigte gesellschaftliche Stellung verweigert wurde. Bis heute ist die Akzeptanz berufstätiger Frauen auch in Spitzenpositionen daher in Ostdeutschland verbreiteter, ebenso zum Teil – aber auch nur zum Teil! – in der Kirche: Erwerbsarbeit, nicht Geschlecht entscheidet über die soziale Stellung. Andererseits scheint diese Konstellation jedoch, wie Bauer andeutet, die Wahrnehmung bleibender Ungerechtigkeiten zu erschweren bzw. noch stärker als in Westdeutschland individuell zu verorten.

### IV. Und die Praktische Theologie?

Bei der Redaktion des vorliegenden Heftes haben wir in außergewöhnlich hohem Maße Absagen von angefragten Autorinnen und Autoren, dann auch von schon zugesagten Beiträgen erhalten. Dass das Thema „Genderdifferenz in der Praktischen Theologie“ wichtig sei, wurde allenthalben betont – aber zugleich bietet es der Bearbeitung offenbar spezifische Schwierigkeiten. Auch wenn man die Wahrnehmungsgrenzen der Herausgebenden und persönliche Verhinderungsgründe in Rechnung stellt – es erscheint doch erklärungsbedürftig, dass das vorliegende Heft, abgesehen von Hofmann und Naurath, kaum praktisch-theologische Beiträge im engeren Sinne enthält, sondern eher – höchst aufschlussreiche, aber eben aus anderen Kontexten stammende – *Materialien* zu einer solchen fachspezifischen Reflexion.

Das erstaunt zunächst umso mehr, als die Genderthematik einige für praktisch-theologisches Arbeiten ganz typische Herausforderungen enthält: Individuelle Alltagserfahrungen von scheinbar hoher Evidenz, aber auch von großer Vielfalt sind mit einer komplexen Theorie zu vermitteln, so dass die strukturellen Bedingungen jener pluralen Erfahrung hervortreten. Diese Verzahnung von persönlicher Erfahrung und Theoriebildung ist typisch für feministisches Arbeiten – und ebenso für die Praktische Theologie. Diesem Fach muss auch der pragmatische, auf Befreiung und Veränderung drängende Zug der Genderthematik eigentlich entgegenkommen; und ebenso die Aufgabe, ganz unterschiedliche soziale Kontexte, vor allem aber die Differenz von privater und öffentlicher Sphäre in den Blick zu nehmen.

Auf einigen Feldern ist die praktisch-theologische Reflexion feministischer Perspektiven denn auch weit fortgeschritten, namentlich in der Pastoraltheologie (Enzner-Probst, Wagner-Rau u.v.a.) und in der Seelsorgelehre. Der religionspädagogische Reflexionsstand ist auch im vorliegenden Heft dokumentiert (Hofmann, Naurath). Wie ist es dann zu erklären, dass kirchentheoretische, auch medientheoretische Reflexionen der Genderperspektive so selten sind, und dass wir trotz großer Mühe keinen Beitrag zur Genderdifferenz in der Predigt einwerben konnten?

Alltagsbeobachtungen scheinen zu bestätigen, was ältere Studien ergeben haben: Frauen und Männer predigen durchaus unterschiedlich; und vor allem bei Pfarrerinnen hat feministisches Gedankengut durchaus Eingang gefunden (wie die Präsenz des Mutterbildes neben dem Vaterbild für Gott). Die Gefahr, dass dadurch neue Klischeebildungen entstehen, erscheint jedoch keineswegs gebannt. Hier besteht hoher praktisch-theologischer Reflexionsbedarf.

Eine letzte Vermutung (mehr ist hier nicht möglich) wäre, noch prinzipieller, im Blick auf die *Struktur der hier beteiligten „Diskurse“* anzustellen. Zwar begegnen sich Praktische Theologie und Gendertheorie dort, wo beide die Vielfalt sozialer Konstruktion und auch den unhintergehbaren Subjektbezug jeder Erfahrung betonen. Gleichwohl beharrt die Geschlechterforschung darauf, „gender“ als eine basale, durchgehend konstitutive *Differenz* in allen sozialen Konstruktionen zu betonen. Die Behauptung einer solchen fundamentalen Kategorie wird jedoch bei einer Praktischen Theologie, die sich ganz der offenen Pluralität religiöser Erfahrung und kirchlichen Handelns verschrieben hat, auf Befremden stoßen. Der politische Anspruch feministischer Erkenntnis, der auf Veränderung von Wirklichkeit drängt, fordert eine Praktische Theologie heraus, deren Tendenz gegenwärtig primär auf Wahrnehmung zielt.

So verweist die hier thematisierte Frage nach der Genderdifferenz die Praktische Theologie auf ein Grundproblem ihrer eigenen Theoriebildung: Gibt es, jenseits aller kulturellen Vielfalt und individuellen Brechung, so etwas wie unaufgebbare Kriterien richtigen und falschen Handelns in kirchlicher Verantwortung? Soll sich die Theorie jenes Handelns der Vielfalt religiöser Erfahrung ganz überlassen, oder muss sie theologisch unterscheiden – auch und gerade dort, wo die Religion und Kirche selbst sich zu entscheiden haben: zwischen Patriarchat und Geschlechtergerechtigkeit?

In den Beiträgen dieses Heftes eröffnet die Gender-Thematik veränderte Wahrnehmung, sie generiert neue Thesen und markiert offene Fragen. Damit erweist sie ihr praktisch-theologisches Potenzial.